

ROMAN KLEMENTOVIC

Immerstill

Thriller

SPANNUNG

GMEINER



dass es ihr gut ging. Ich sah meinen Vater an und war mir sicher, dass er es bereits wusste.

»Was ist mit ihr?«

Patrick zögerte.

Ich schrie ihn an: »Was ist mit Natalie?«

»Sie ist verschwunden. Seit dem Faschingsfest am Samstag.«

6

Unsere Stimmung schien auf die Neonröhren an der Decke übergesprungen zu sein – sie flackerten hektisch, als man uns Licht machte. Nachdem wir Maria auf der Polizeiinspektion in Obermarch offiziell als vermisst gemeldet hatten, waren mein Vater und ich in einen kleinen kahlen Raum mit schulterhohen Holzvertäfelungen an den Wänden und schäbigem Linoleumboden gebracht worden. Es wirkte, als wären wir gleichzeitig auch in ein längst vergangenes Jahrzehnt geführt worden. In der Mitte standen ein zerkratzer Tisch und vier unbequem aussehende Holzstühle, an den Wänden hingen vergilbte und sich aufwölbende Landkarten, außerdem ein Portrait von Thomas Klestil. Wie lange war der schon nicht mehr Bundespräsident? In einer Ecke stand ein Overhead-Projektor.

Patrick war ganz in Sorge, brachte uns grauenvollen Kaffee und fragte immer wieder, ob er sonst irgendetwas für uns tun könnte. Nachdem ich ihm glaubhaft vermitteln konnte, dass wir nichts brauchten, ließ er uns für ein paar Minuten alleine.

Mein Vater starrte die ganze Zeit über auf die Tischplatte, fuhr mit den Fingerspitzen die tiefen Kratzer nach und rührte seinen Kaffee nicht an. Ich stand mit meiner dampfenden Tasse in der Hand am kleinen verdreckten Fenster und blickte, in dunkle Gedanken versunken, in den wolkenverhangenen Tag hinaus. Keine Menschenseele war draußen zu sehen, das Dorf schien regelrecht ausgestorben. Nur ein paar Krähen zogen ihre Kreise am Himmel. Einmal glaubte ich für einen ganz kurzen Moment, dass mein Vater etwas sagen wollte, drehte mich voller Erwartung zu ihm um, doch es blieb bei einem tiefen Seufzer. Wir sprachen kein Wort.

Ich war völlig fertig. Die Nachricht, dass auch Marias Freundin Natalie – die vierte aus der damaligen Schulklasse – spurlos verschwunden war, traf mich wie ein Schlag ins Gesicht. Meine Gedanken wollten nicht mehr zur Ruhe kommen, mein Verstand malte sich unzählige Schreckensszenarien aus – eines schlimmer als das andere. Ich konnte nicht begreifen, was da vor sich ging. Mein Vater schwieg. Er schloss seine Ängste und Sorgen tief in sich ein und versuchte so mit ihnen klarzukommen. Aber ich konnte nicht schweigen, ich musste reden, sonst würde mein Kopf explodieren. Patricks nervöser Blick, als ich ihm von Marias Verschwinden erzählt hatte, setzte mir zusätzlich zu. Er war zwar bemüht gewesen, Ruhe auszustrahlen, doch ich kannte ihn viel zu gut. Ich merkte ihm seine tiefen Sorgen an und hatte ihn zweimal dabei erwischt, wie er an seinen Fingernägeln gekaut hatte.

Was ich bisher schon in Erfahrung bringen konnte: Natalie wohnte seit einem knappen halben Jahr nicht mehr bei ihren Eltern und war in das Haus ihrer wenige Monate zuvor verstorbenen Großmutter gezogen. Obwohl dies in derselben Straße lag, wurde Natalies Verschwinden erst am Montagabend, also zwei Tage später, von ihren Eltern bemerkt. Sie hatten ihre Tochter daraufhin als vermisst gemeldet, zuvor unter anderem auch bei meinem Vater angerufen und sich erkundigt, ob ihre Tochter vielleicht bei Maria war. Mein Vater hatte mir den Anruf von Natalies Eltern und ihnen Marias Verschwinden verschwiegen. Um uns nicht unnötig zu beunruhigen, wie er sagte.

Ich war stinkwütend auf ihn. Das hektische Treiben auf der Polizeiinspektion und die vielen angespannten Mienen verrieten mir, dass meine Unruhe völlig berechtigt war. Bisher war niemand gefunden worden, der sagen konnte, ob Maria und Natalie am Samstagabend das Faschingsfest in der Sportkantine des örtlichen Fußballvereins erreicht hatten oder nicht. Niemand kannte ihre Verkleidung, auf Fotos waren sie nicht zu entdecken. Die Parallelen zu Lindas und Markus' Verschwinden drei Jahre zuvor waren nicht zu übersehen und äußerst beunruhigend.

Die örtliche Polizei hatte noch am Vorabend Verstärkung bei den Polizeidienststellen der umliegenden Gemeinden und beim niederösterreichischen Landeskriminalamt angefordert. Sie wollten gewappnet sein, falls die Presse Wind davon bekam. Das Verschwinden von Linda und Markus hatte damals hohe Wellen in den Medien geschlagen. Alle Zeitungen waren voll davon gewesen, sogar in den Abendnachrichten im Fernsehen wurde aus Mangel an anderen spektakulären Storys regelmäßig darüber berichtet. Wenn die aktuellen Ereignisse bekannt wurden, würde es garantiert nicht lange dauern, bis die ersten Reporterteams in Grundendorf eintrafen.

Die beiden Kriminalbeamten, die nach wenigen Minuten von Patrick zu uns geführt wurden, um unsere Befragung durchzuführen, stellten sich als Schulz und Mayerhofer vor. Sie hätten unterschiedlicher nicht sein können: Schulz war der Ältere der beiden. Ein etwa 60-jähriger, kahlköpfiger, spindeldürrer Kerl mit einem breiten grauen Schnauzbart und ebenso grauen buschigen Augenbrauen. Seine Augen sahen müde aus, schwere Ringe hingen darunter. Er trug Bluejeans und einen schwarzen Rollkragenpullover, seine dunkelbraunen Lederschuhe sahen abgewetzt aus. Mayerhofer, sein Partner, war mit Sicherheit noch keine 30. Er hatte ein rundliches Gesicht, rote Wangen und einen überreifen Pickel, der kurz vor der Explosion stand, an seinem kleinen Doppelkinn. Er trug einen dunkelgrauen Anzug von der Stange, die Ärmel waren ihm einen Tick zu lang. Keine Krawatte, die Knöpfe seines weißen Hemds spannten.

»Zuckerl!« Schulz streckte uns eine Handvoll in durchsichtiges Plastik gehüllte

knallgelbe Bonbons entgegen.

»Nein, danke«, lehnte ich ab.

Mein Vater reagierte nicht, Mayerhofer wurde erst gar nicht gefragt. Schulz zuckte mit den Schultern und warf sich selbst eines ein. Mayerhofer starrte enttäuscht auf den Bildschirm seines Notebooks, das vor ihm auf dem Tisch stand.

Ich saß auf Nadeln. Mir ging alles viel zu langsam, Schulz und Mayerhofer schienen völlig unmotiviert.

»Warum sitzen wir hier nur herum?«, fuhr ich sie an. »Sollten wir nicht lieber ...«

»Hören Sie«, unterbrach mich Schulz und schmatzte genüsslich. Sein Atem roch nach Zitrone. »Wir tun alles, um Ihre Schwester zu finden. Aber es ist wichtig, dass wir alle ruhig bleiben und systematisch vorgehen.«

»Systematisch«, murmelte der junge Mayerhofer und tippte im Zweifingersystem in sein Notebook.

»Wir sollen *ruhig bleiben*?«

»Es hilft Ihrer Schwester nicht, wenn Sie in Panik ausbrechen. Wir haben bereits die ersten Maßnahmen gesetzt.«

»Welche Maßnahmen?«

»Zum Beispiel haben wir eine österreichweite Fahndung ausgegeben und prüfen gerade, ob ihr Handy ein Signal sendet.«

»Wie lange dauert das?«

»Das Ergebnis sollten wir bald haben. Aber für den Moment ist es das Wichtigste, dass Sie uns ein paar Fragen beantworten.«

Ich seufzte, versuchte mich zu beruhigen.

Schulz begann mit den Fragen: Wann haben Sie Maria zum letzten Mal gesehen? Haben Sie schon bei Freunden und Verwandten nachgefragt? Bei wem genau? Wie schreibt man den? Und wirklich niemand weiß etwas? Warum melden Sie Ihre Tochter erst jetzt als vermisst? Hat Maria einen Führerschein? Hat sie ein eigenes Auto? Sie teilen sich Ihr Auto also? Und es ist seit letztem Samstag immer in der Garage gewesen? Hat Maria vor ihrem Verschwinden irgendetwas gesagt oder hat sie sich vielleicht komisch verhalten? Denken Sie nach, wirklich nichts? Könnte sie vor jemandem Angst gehabt haben? Hat sie Feinde? Hat sie Probleme? Vielleicht finanzielle? Oder Liebeskummer? Hat sie einen Freund? Sie wissen also nicht, ob sie einen Freund hat? Wie würden Sie Ihr Verhältnis zu Ihrer Tochter beschreiben? Was meinen Sie mit normal? Gab es öfters Streit zwischen Ihnen? Oder vielleicht auch nur Diskussionen? Töchter in diesem Alter können eigenwillig sein. Nein? Und wie sieht es bei Ihnen aus? Wie haben Sie sich mit Ihrer Schwester verstanden? Was meinen Sie mit: der Kontakt ist ein wenig eingerostet?

Schulz' Fragen deprimierten mich. Sie machten mir deutlich, wie wenig ich mittlerweile

über meine Schwester wusste. Es war, als sprächen wir über einen völlig fremden Menschen. Meinem Vater schien es genauso zu gehen. Ich konnte spüren, wie unwohl er sich fühlte.

Schulz schrieb mit einem stumpfen Bleistift in ein abgewetztes A4-großes Notizbuch mit unzähligen Eselsohren mit und lutschte dabei weiter genüsslich an seinem Bonbon. Ständig machte er irgendwelche Mh- und Schmatzgeräusche. Manchmal hatte ich sogar Schwierigkeiten, seine Fragen zu verstehen, die er dazwischen hinauspresste. Mayerhofer schien es gewohnt zu sein – er hämmerte unaufhörlich mit seinen beiden Zeigefingern auf die Tastatur seines Notebooks ein und sah kaum einmal zu uns auf. Ab und zu wiederholte er murmelnd einzelne Wörter von Schulz' Fragen, in regelmäßigen Abständen gab er einen Grunzlaut von sich, der viel zu tief für ihn klang und wohl bedeuten sollte, dass er verstanden hatte.

Nach der Befragung kamen Schulz und Mayerhofer mit zu uns nach Hause, um sich in Marias Zimmer umzusehen. Sie öffneten Kästen und Laden, begutachteten Marias Bücherregal und einige Fotos, drehten die Matratze um, hoben den Teppich hoch und spähten in Ritzen und Rillen. Ihre Versuche, wenigstens irgendeinen Anhaltspunkt zu finden, sahen ziemlich verzweifelt aus. Mir ging alles viel zu langsam. Alle blieben viel zu ruhig. Meine Schwester war verschwunden! Und wir hatten keine Ahnung, was mit ihr passiert war oder ob es ihr gut ging. Vielleicht brauchte sie unsere Hilfe, vielleicht musste sie leiden, vielleicht war sie in Gefahr. Aber Schulz und Mayerhofer wirkten in etwa so motiviert wie zwei vollgefressene Köter, denen man ein vergammeltes Stück Broccoli vor die Schnauze hielt.

»Zuckerl?« Schulz streckte mir wieder seine Hand entgegen.

Ich sah ihn ungläubig an. Hatte der Typ tatsächlich vergessen, dass ich dieses Angebot in der letzten Stunde sicher schon dreimal abgelehnt hatte? Ich ignorierte die Frage. Mayerhofers Augen wurden ein klein wenig größer. Er wartete wieder darauf, gefragt zu werden, doch er ging auch dieses Mal leer aus.

Schulz schien von Mayerhofers Enttäuschung nichts mitzubekommen. Lustlos drückte er einige Tasten auf Marias Notebook. Dann presste er wieder eine Frage zwischen seinen Mh- und Schmatzlauten heraus. Ich reimte mir »Kennen Sie das Passwort dafür?« zusammen.

»Passwort?«, wiederholte Mayerhofer murmelnd. Mir fiel auf, dass sein überreifer Pickel am Kinn verschwunden war und die Stelle nun knallrot und entzündet aussah.

»Nein, ich ... Papa du?«

Er stand im Türrahmen und schüttelte stumm den Kopf. Ich konnte ihm ansehen, wie unangenehm ihm die Situation war.